Zeitschrift: Der klare Blick : Kampfblatt für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut

Band: 5 (1964)

Heft: 26

Artikel: Abendmesse

Autor: Sipos, Gyula

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1076728

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Abendmesse

Von Gyula Sipos

Mit einem staatlichen Wagen fuhren wir aufs Land. Schon vor der Reise hatten wir uns entschlossen, eine Nacht in der Pussta zu verbringen. Unsere Verwandten und Bekannten leben hier, im Komitat Tolna, in den südlichen Gegenden des Landes. Auch die Eltern meines Freundes J. sind hier zu Hause. Jeder Hügel und Baumstamm erinnert hier an die Vergangenheit. J. zeigt auch heute stolz die Häuser, die er als Arbeiter gebaut hat. Am Anfang der deutschen Besetzung fanden hier, auf der Heide, zwei von unseren kommunistischen Freunden Hilfe und Zuflucht, als Priesterstudenten verkleidet. Es dauerte ziemlich lang, bis wir ihnen das Kreuzzeichen beigebracht hatten! J. war der Mann, der 1945 das Gut der Piaristen unter den Bauern verteilt hat.

Mit dem Wagen konnten wir nur bis an die Grenze des Dorfes fahren, sonst würden wir im grundlosen Sumpf steckenbleiben. Es war ein kalter Herbsttag.

Die Felder sahen wie ein Meer aus, und nicht einmal die Traktoren konnten die schlammigen Wege meistern. Sie fuhren wie Betrunkene, ihre Schaufelräder rutschten einmal links, dann wieder rechts aus.

Aus dem Dorf führt nur ein einziger Feldweg auf die Pussta. Er ist ungefähr acht Kilometer lang oder mehr, denn niemand kennt sich in diesen gottverlassenen Landwegen aus. Wir waren gezwungen, von der örtlichen Kolchose einen Zweispänner auszuleihen.

Im Büro hatten wir uns ein bisschen unterhalten, und nun dämmerte es schon, als wir uns auf den Weg machten.

Es regnete und regnete ohne Ende, der Wind wehte, dieser unangenehme, feuchte und kalte Wind. Der Wagen fuhr schief oder schräg, das Kreuz tat uns recht weh. Es sah so aus als ob wir im nächsten Moment im Graben landen würden.

«Ach, wievielmal habe ich diesen Weg zurückgelegt», — sagte mein Freund, «sowohl im Schlamm, als auch im Schnee». Und für eine Minute erregte die einstige Begeisterung unsere Gemüter. Dann kam die Rede auf einen Kolchospräsidenten, der daran gescheitert ist, dass seine Frau immer mit einer Kutsche zum Bahnhof fuhr, aber nie bereit war, auch nur einen einzigen Kolchosangehörigen, der im Gassenkot zum Bahnhof wollte, mitzunehmen.

Langsam ist auch der Kutscher gesprächig geworden. Er berichtet von allen Bekannten wie es ihnen heute geht.

Der heutige Bauer habe sich mit der Tatsache nicht abgefunden, dass auch der Kolchospräsident, der Buchhalter oder der Agronom gelegentlich eine Kutsche brauchen können. «Paradekutsche», sagt man und beschwört damit die Vergangenheit. Aber das Leben ist ein grosser Herr und verlangt das persönliche Gespann für die Kolchosleitung oder sogar ein Auto.

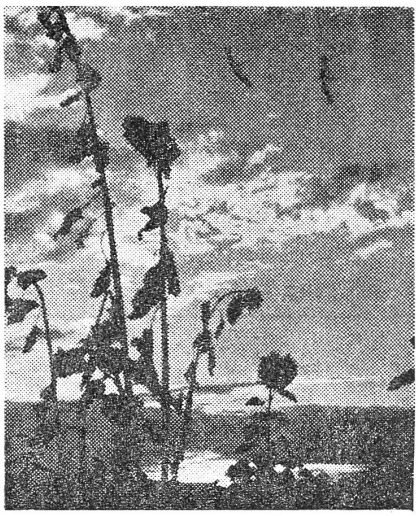
Wir sind durchnässt und vor Kälte zitternd auf dem Hof in der Einöde angekommen. Die Küche hat uns mit wohltuender Wärme und gaumenreizenden Speisedüften empfangen. «Ihr seid gerade zur rechten Zeit gekommen, ich habe zehn Liter guten Weines zu Hause.» So begrüsste uns der Schwager Schon beim ersten Gruss und Händedruck bemerkten wir auch einen fremden jungen Mann in der Küche. Er gehörte nicht zur Familie oder zur Verwandtschaft; niemand von uns hatte ihn früher gesehen.

Es war ein strammer, breitschultriger junger Mann, wie ein Spitzensportler aus einem intelligenteren Sportfach. Er trug einen modernen Pullover und einen schnittigen Anzug. Als wir hereinkamen, öffnete er eben seine kleine Aktentasche auf dem Küchentisch. «Der ehrwürdige Herr», stellte ihn die Mutter meines Freundes vor.

«Ja, richtig», sagte mein Freund J., «morgen ist doch ein Festtag!»

«Das ist aber schön, dass du es nicht vergessen hast», sagte die Mutter, deren grösste Sorge es ist, dass alle ihre Söhne Atheisten geworden sind. Sie ist tief religiös, liest überraschend viel, meistens religiöse Schriften. Sie kann mit dem Wissen eines Religionsstreiters für ihr Recht kämpfen und lebt so in den Legenden der Heiligen wie ein Kind in der wunderbaren Märchenwelt.

Auf der Heide war nie eine Pfarrei gewesen. Ein Priester kam immer in die Schule, die Messe zu lesen. Früher nur an grösseren Festtagen, aber von 1945 an jeden Sonntag. Vor ein paar Jahren war ich zum letzten Mal da. Damals hatte das Gespann der Kolchose anlässlich eines Kirchenfestes zwei Priester und zwei Polizisten in die Pussta gefahren — um für seelischen und leiblichen Frieden die entsprechende Vorsorge zu treffen und sowohl Gott als auch dem Kaiser das zu geben, was ihnen gebührt. Jetzt steht kein grosser Feiertag bevor, nur eine mindere Angelegenheit, die nunmehr nur von den gläubigsten Leuten begangen wird, aber hier auf der Heide wird auch das mit einer Abendmesse gefeiert.



Ueber die herbstliche Pussta...

Es beginnt bald, denn wir bieten dem Priester umsonst Wein an. Er hat sich umgezogen, und mit den Frauen und Töchtern der Verwandtschaft ist er bereits zu einem Haus unterwegs, wo die Messe gefeiert wird. Wir Männer sind alleingeblieben und warten auf das Abendessen, das aber erst nach der Messe aufgetragen wird.

«Na ja, der Priester darf vor der Messe nicht trinken und essen. Ich weiss es nicht mehr genau, ab Mittag oder auch nur vier Stunden vor der Messe. Früher waren die Messen an Nachmittagen oder an Abenden völlig unbekannt.»

«Schläft er hier?»

«Ich weiss es nicht», sagte der Schwager und versuchte sich von dem abergläubischen Frauenvolk zu distanzieren.

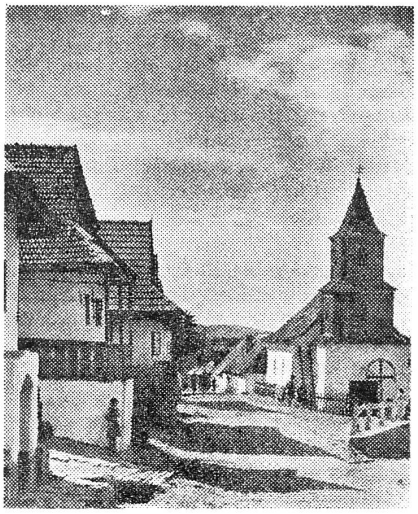
Ich habe immer jene gesunden, gescheiten, oft vorzüglichen jungen Männer bemitleidet, die sich in den Dienst der Kirche gestellt haben. Noch vor zwanzig Jahren hatte ich es für verständlich gehalten, als ich hörte, dass arme, begabte Kinder nur auf diesem Wege zu höheren Studien kommen konnten. Damals war auch die religiöse Umgebung oft massgebend und die Verbreitung des wissenschaftlichen Denkens hatte zahlreiche Hindernisse zu überbrücken. Aber heute? Begreiflicherweise werden Fanatiker, seelisch Verwundete oder Gefangene einer rückständigen Erziehung in ein Priesterseminar gehen. Aber was kann heute eigentlich den Sohn eines Arbeiters oder Bauern, einen intelligenten, ausgeglichenen und athletischen jungen Mann für den Priesterberuf begeistern? Es hat wahrscheinlich sein Geheimnis. Einen geheimen inneren Riss, den nur ein Psychologe erforschen könnte.

Wir haben diesen jungen Kaplan nur bedauert.

Nach der Messe kamen die Frauen zurück und begannen, das Nachtessen aufzutischen. Der Priester hatte sich nun in einen Zivilisten verwandelt und sass mit uns am Tisch. Er könnte eigentlich der jüngere Bruder eines jeden von uns sein. Er wirkte wie ein bescheidener Lehrer, Ingenieur oder Gärtner. Wir hatten uns bald in die Herrlichkeiten des Gaumens vergessen, und das

Wir wünschen unsern Lesern schöne Festtage und ein gutes neues Jahr.

Redaktion «Der Klare Blick»



... in die Dorfkirche

Gespräch geriet in Stockung. Der junge Mann ass sehr mässig, und bevor wir zum Wort kommen konnten, stand er bereits auf und bat uns um Entschuldigung. Er müsse weitergehen.

«Warum schlafen Sie denn nicht hier?»

«Das geht leider nicht.»

«Sie haben doch noch Zeit!»

«Ich stehe morgens früh auf.»

«Um welche Zeit?»

«Nun...» Er schwieg einen Moment lang, wie jemand, der über solche Dinge nicht gerne spricht. «Nun bitte, um vier Uhr. Ich lese eine Messe auf der anderen Pussta.» Und er nannte bereits den Namen dieser Heide. Diese Heide liegt acht Kilometer weit vom Dorf, und dazu noch in der entgegengesetzten Richtung. Sie hat auch keinen Steinweg.

«Fahren Sie mit einem Gespann?»

Wieder jene gestörte Bescheidenheit.

«Nein, ich gehe zu Fuss.» Und er fügte lächelnd hinzu: «Ich kenne die Wege sehr gut.»

Wir begleiteten ihn bis zur Tür; draussen regnete es noch immer. Er brach im Regenmantel und in Gummistiefeln in Richtung Ficher-See auf und ging auf den Feldweg. In einer Hand hielt er die Taschenlampe und in der andern die kleine Tasche. Die kleine Lichtgarbe blinkte noch von weitem auf.

«Sieh, ein Mann mit akademischer Bildung», sagte der Schwager, «und in diesem Schlamm und bei dem Wetter kommt er zu Fuss zu uns, um für acht oder zehn Frauen ein Seminar abzuhalten. Gratis, mein Freund, gratis!»

Der Schwager wollte ihn zur Zielscheibe des Spottes machen, aber seine Worte verloren ihren höhnischen Akzent.

Dann füllte er wieder die Gläser und wollte uns zutrinken, aber sein «Prosit» wurde mit eisigem Schweigen beantwortet.

«Kortàrs» («Zeitgenosse»), Budapest, Oktober 1964

Wo der Priester über die Pussta geht...

Georg Orwell fand in seinem Zukunftsroman («1984») keinen Platz für das Christentum in der neuen Gesellschaft. Vielleicht meinte er, die Kirche werde inzwischen samt allen Gläubigen und Priestern liquidiert sein. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass der Kommunismus der Religion in den meisten Ostblock-Staaten bereits einen schweren Schlag versetzt hat, nicht nur durch seinen Angriff auf die kirchliche Führung der einzelnen Länder, sondern auch durch die weitgehende ideologische Beeinflussung der Jugend, die sich besonders aus dem intensivierten Wirken seiner Pionier- und Jugendorganisationen ergibt.

Der Priester kommt aus der Gesellschaft, wo er zwölf Jahre lang, wie alle anderen, im Geiste einer atheistischen Ideologie erzogen wurde, um sich dann nach einer relativ kurzen Vorbereitung in die Dienste des göttlichen Wortes zu stellen. Er ist tatsächlich ein für Marxisten unverständliches Phänomen, Christ in einer völlig entchristianisierten Umwelt.

Für den aussenstehenden Betrachter ist es schwer begreiflich, wieso ein «Sohn der Arbeiterklasse» (im kommunistischen Parteisinn verstanden), der gerade von seiner Abstammung her zu einer vielversprechenden Karriere prädestiniert ist, trotz aller «vernünftigen» Ueberlegungen den Priesterberuf wählt.

Der ungarische kommunistische Schriftsteller Gyula Sipos erlebte kürzlich auf der Heide eine Begegnung mit einem jungen Priester, und in der Budapester literarischen Zeitschrift «Kortàrs» («Zeitgenosse») schilderte er sein überraschendes Erlebnis.

Sein Tatsachenbericht ist trotz der gegebenen ideologischen Einstellung des Autors ein ergreifendes Dokument des stillen Heldentums einer jungen christlichen Generation, die von der Welt vergessen ihr Opfer für Gott und Menschen bringt. Geistliche der christlichen Konfessionen sind zahlreich, die heute in den Oststaaten ohne Talar, als Arbeiter, Strassenkehrer, Monteure, Kolchosbauern oder Traktoristen heimlich nach Arbeitsschluss ihre Aufgaben erfüllen. Sie gehören zur Arbeitswelt. In der Freizeit aber oder in der nächtlichen Stunde unterrichten sie, taufen sie oder segnen sie Ehen. Sie leben ungekannt in einer feindlichen Welt. Sie wirken ebenso, wie der lebendige Held des Tatsachenberichts von Sipos. Sie sprechen nicht mehr von Kanzeln feierlicher Kirchen, sondern sie gehen in die Familie, den stärksten Zufluchtsort des Christentums.

Sie sind bei den internationalen kirchlichen «Friedenskonferenzen» nicht anzutreffen, denn sie sind entweder in einem Betrieb bei der Arbeit, oder sie gehen durch die unwegsame Pussta.

Dieses Leben ist natürlich ein Wagnis. Aber gerade dieses Wagnis der Geistlichen der christlichen Oekumene wird das Wesen, das Absolute, das Echte des Christentums retten und bewahren können. Michael Csizmas